heraus und lassen die armen Tiere dann wieder laufen. Das klingt geradezu unglaublich und wurde anfangs von verschiedenen Afrikareisenden bestritten, als Bruce vor etwa 60 Jahren davon zuerst Mitteilung machte. Glänzend gerechtfertigt wurde jedoch jetzt der englische Forscher, als drei Offiziere, welche nicht viel später an einer britischen Expedition nach Abessinien teilnahmen, genau schilderten, wie die vermeintlichen Feinschmecker des dortigen Hochlandes bei dieser gastronomischen Operation verfuhren. Man ersieht danach, daß man die zu Beefsteaklieferanten ersehenen Ochsen zu Boden warf und ihnen die Füße zusammenband worauf sie von einer Anzahl starker Männer niedergehalten wurden. Dann machte der Operateur hinter dem Hüftgelenk und nahe am Rückgrat Schnitte in die Haut des Tieres und schnitt unmittelbar unter ihr in sehr geschickter Weise ein Fleischstück von der Größe eines ansehnlichen Beefsteaks heraus. Die dadurch unter der Haut des Wiederkäuers entstandene Höhlung wurde hierauf mit Kuhdünger ausgefüllt, die zurückgebogenen Hautlappen wieder zugeklappt und die wunde Stelle mit Lehm verstrichen. Nachdem der Ochse nunmehr wieder von seinen Fußfesseln befreit war, gab man ihm einen Fußtritt, um ihn zum Aufstehen zu veranlassen, und bald konnte man sehen, wie das Tier wieder zu weiden begann, während das Beefsteak aus seinem Leibe nicht weit davon an einem Spieße über dem Feuer gebraten wurde. — Nicht wenige Tiere von derselben Horde, welche Narben von unverkennbar demselben Verfahren der Beefsteakbereitung trugen, verrieten den Offizieren, daß dieses im Lande des „Negue Negesti, des Königs der Könige“ sehr beliebt war.

Aus fremder Haut ist gut Riemen schneiden, wie das deutsche Sprichwort sagt oder, ins Abessinische übersetzt, gut Beefsteak schneiden!

Die Hopfenernte in England

Von W. Berger.

Der Hopfen wurde unter der Regierung Heinrichs VIII. von Flandern aus in England eingeführt. Zunächst war er nur ein Gemüse. Man kochte und aß die jungen Pflanzen, und auch heute trifft man noch zuweilen in England auf dem Lande in entlegenen Gegenden den Hopfen auf diese Weise zubereitet an. Doch schon sehr bald nach der Einführung des Hopfens wurde er zum Bierbrauen verwandt.

Die Hopfenanbaufläche des Inselreiches beläuft sich auf über 50 000 Acker Landes, von welcher der überwiegendste Teil auf die Grafschaft Kent entfällt, indem sie sich fast ausschließlich dem Hopfenbau widmet. Nicht nur der Hopfen Kents ist im ganzen Lande bekannt, auch die Hopfenernte in Kent ist mit ihrer Eigentümlichkeit zu einer Berühmtheit geworden. Die einheimische Landbevölkerung reicht zum Einsammeln bei weitem nicht aus.

Etwa 70 000 Hoppickers oder „Hoppers“, wie sie der Volksmund nennt, strömen alljährlich nach Kent. Was um die Zeit der Hopfenernte arbeitslos ist, findet als Hopper für eine Zeit Beschäftigung. Nach London, dem großen Arbeitsmarkt, entsenden die Besitzer von Hopfenfeldern ihre Vertreter, welche die Leute für sie dingen und alle Vereinbarungen mit ihnen treffen, auch für die Reise; denn die vielen Tausenden fast zu gleicher Zeit zu befördern, dazu bedarf es besonderer Vereinbarungen mit den Eisenbahngesellschaften. In der Nacht mit Sonderzügen geht die Beförderung vor sich. Dann kommen sie hastig, mit Kind und Kegel, oft mit dem schlafenden Säugling im Arm und mit ihrer Habe beladen auf den Bahnhof. Mit Sonnenaufgang kommen sie auf den Feldern an, und bald machen sie sich im neuen Quartier heimisch. Fürstlich ist die Unterkunft gerade nicht zu nennen. In Strohhütten und Zigeunerwagen wird kampiert und Toilette gemacht. Gekocht wird im Freien. Die „Hoppers“ sind nicht wählerisch, und wenn das Wetter ihnen keinen Streich spielt, dann sind sie ein vergnügtes Völkchen, und man hört manch lustigen Gesang bei der Arbeit und nach Feierabend.

Die Arbeit beginnt um sechs Uhr früh, nachdem man sich selbst das Frühstück bereitet hat. Um zwölf Uhr gibt es eine Stunde Mittagspause, nicht gerade viel für den Liebhaber — und Hersteller — einer warmen Mahlzeit, auf die aber viele verzichten; denn am Nachmittage wird oft von den „Lassies“, den weiblichen Soldaten der Heilsarmee, Tee zur Vesperpause verabreicht. Zwischen sechs und sieben wird Feierabend gemacht. Dann geht es im Lager geschäftig zu, und namentlich die Frauen haben viel zu tun, bevor sie sich der Ruhe hingeben können. Da ist nicht nur das Mittagessen zu besorgen, sondern auch sonstige häusliche Verrichtungen aller Art sind vorzunehmen. Auch das Baby wird am Abend der Mutter wieder abgeliefert; denn den Tag über nehmen sich die „Lassies“ der Heilsarmee ihrer an, wie überhaupt die Heilsarmee den „Hoppers“ nicht nur die geräuschvollen Gottesdienste bietet, sondern ihnen auch zu jeder Zeit freundschaftlich mit Rat und Tat zur Seite steht.

Die Arbeit selbst, das Pflücken des Hopfens und das Einsammeln in Säcke, ist nicht schwer, und sie wird verhältnismäßig gut bezahlt, je nach Fleiß und Geschicklichkeit; denn meistens wird im Stücklohn gearbeitet. Noch vor wenigen Jahren wurde mit den Leuten meist vereinbart, daß der ganze Lohn erst nach Beendigung der Arbeit zahlbar sei, jedoch waren von jeher Abschlagszahlungen nicht zu vermeiden. Früher streckte sich die Hopfenernte vier bis fünf Wochen hin, heute aber drängt sich die Arbeit auf meist weniger als drei Wochen zusammen, da die Brauereien nur noch Hopfen verwenden, der Farbe hat. Da heißt es denn, schnell bei der Hand zu sein, bevor Wetter und Insekten ein Verblassen der Frucht herbeiführen. Ende September oder spätestens Anfang Oktober sind die Hopfenfelder leer, und die Truppe der Fremden, wie die Dorfbewohner sie nennen, tritt den Rückzug an.

Wieder bringen Sonderzüge sie in der Nacht an ihr Ziel, denn fröhlicher als sie gekommen und etwas reicher an irdischen Gütern kehren sie heim. Meist auch etwas kräftiger und mutvoller, denn die Arbeit in den Hopfenfeldern ist eine gesunde Beschäftigung. Den meisten bietet sie den einzigen Landaufenthalt, den sie kennenn, und sie sehen der Zeit der Hopfenernte entgegen als einer Art Sommerfrische.

Am Ausguck

Wo ist das tägliche Brot am billigsten in der Welt?

Nirgendwo in der Welt stellt sich das tägliche Brot billiger im Preise als in den Molukken, deren braune Bewohner fast ausschließlich von „Maruka“, einer Art Brot, welches aus Sago hergestellt wird, leben. — Wie der ehemalige niederländisch-indische Generalarzt Dr. Otto Mohnike schreibt, und ich auf Grund von Erkundigungen an Ort und Stelle bestätigen kann, liefert auf Amboina, dem Hauptsitz der Europäer in den Molukken, eine einzige völlig ausgewachsene Sagopalme 300 bis 400 Kilo von dem unter dem Namen Sago bekannten feinen Stärkemehl. Bei dessen hohem Nährwert liefert ein einziger von diesen Bäumen selbst einem kräftigen Manne genügend Brot für ein ganzes Jahr. Auf der Insel Amboina, wo jedes Stück Land schon seinen Besitzer hat, kostet eine ausgewachsene Sagopalme 13,50 bis 17 Mark. Zwei Männer können nun, ohne sich zu überarbeiten, binnen 2 Tagen sämtlichen Sago aus dem Stamm einer solchen Palme herausholen und ihn von den Holzfasern befreien; zwei Frauen aber in den folgenden zwei Tagen alles gewonnene Mehl zu Maruka verarbeiten. Sieht man von dem Arbeitslohn ab, welcher kaum in Anrechnung kommt, da die meisten Familien sich bei der besprochenen Arbeit gegenseitig unterstützen, so kann auf Amboina eine Familie, welche aus 5 Personen besteht, alle Kosten für ihre Hauptnahrungsmittel, ihr tägliches Brot, mit sage u. schreibe 66 bis 75 Mark im Jahr bestreiten!! Glauben die Amboina-Leute auch diese verhältnismäßig kleine Summe nicht dafür ausgeben zu sollen, dann begeben sie sich in kleineren oder größeren Gesellschaften für kurze Zeit nach der naheliegenden größeren Insel Ceram, an deren sumpfiger Küste ihnen Millionen von völlig herrenlosen Sagopalmen in ihrem Mark das nahrhafte Mehl in Hülle und Fülle darbieten. Dr. C.

Ein wunderlicher deutscher Nabob in der Neuen Welt.

Viel zu wenig ist es bekannt, wie große Verdienste sich Deutsche ehedem durch Einführung neuer Industriezweige in den Vereinigten Staaten erworben haben. So legte Friedrich Wilhelm von Stiepel aus Mannheim vor mehr als hundert Jahren die ersten großen Glaswerke und Eisengießereien dort zu Lande an und wurde dadurch ein steinreicher Mann. Er ließ sich zwei Schlösser bauen, das eine in Sheafferston, das andere bei Neu-Mannheim. In diesem letzteren mischte sich französischer Prunk in grotesker Weise mit dem Stile altägyptischer Monumentalbauten, sodaß seine allgemeine Benennung „Stiepels Grille“ entschieden ihre Berechtigung hatte. Der amerikanische Nabob war wegen seiner Gutherzigkeit und Gastfreiheit allgemein beliebt, sah sich aber gern bewundert. Kanonenschüsse mußten ihn begrüßen und seine vielen Werkleute aufmarschieren, wenn er in einer seiner Fabriken erschien. Dann predigte er ihnen und gab ihnen gute Lehren. Dann aber ging es zum fröhlichen Pankett, zum Tanzen und theatralischen Aufführungen. — Zuletzt war der wunderliche Mann wieder so arm wie eine Kirchermaus, kam ins Schuldgefängnis und endete als ein armer Dorfschulmeister.

Das unerforschte Neu-Guinea.

Nachdem vor einiger Zeit ein deutscher Plantagenbesitzer namens Heidelbach im früheren deutschen Neu-Guinea die Siedlungen eines Zwergvolkes entdeckt hatte, wie sie in ähnlicher Form bereits vor dem Kriege von englischen Forschern gesichtet worden waren, rüstet gegenwärtig das Smithsonian Institut in Amerika eine Expedition aus, die ein bisher völlig unerforschtes Gebiet Holländisch-Neu-Guineas systematisch erschließen soll. Ziel der Unternehmung ist ein schneebedeckter Bergrieseim vorgelagertem Dschungel nahe bei den Quellen des Memberamoflusses. Dieses Dschungel mit seinen giftigen, fiebererzeugenden Dünsten hat bisher allen vordringenden Forschern getrotzt. Man weiß aber, daß dort inmitten dieser Wildnis verschiedene Zwergvolksiedlungen vorhanden sein müssen, deren Ethnographie vorläufig noch völlig ungeklärt ist. Die Expeditionsleitung hofft den unwegsamen Dschungelgürtel im Flugzeug überfliegen und auf der anderen Seite dieser gefährlichen Zone landen zu können, wo ihr ein reichliches Studienmaterial winkt. Der Startplatz ist bereits festgelegt worden. Diese in Dschungeln und Bergen lebenden Zwerge sollen angeblich die primitivsten unter allen menschlichen Lebewesen sein. Als Wohnungen dienen ihnen Grashütten und unwirtliche Höhlen. Ihre durchschnittliche Größe beträgt nur 1,05 Meter. Man kann also dem Forschungsergebnis dieser amerikanischen Expedition mit regem Interesse entgegensehen. F.

Ein schlechter Rekrut.

Als das deutsche Volk sich 1813 zu dem Freiheitskampf gegen Napoleon I. erhob, griffen auch Männer der Wissenschaft zu den Waffen, die zum Kriegshandwerk auch nicht die mindeste Veranlagung hatten. Unter ihnen war auch Buttmann, der berühmte Forscher des Altgriechischen. Er diente mit Rüß und Schleiermacher in derselben Kompagnie. Buttmann konnte ebenso wenig wie Rüß in der Schnelligkeit rechts und links voneinander unterscheiden, und so kam es immer wieder vor, daß sie die beiden nach einer kommandierten Rechts- oder Linkswendung verdutzt in die Augen sahen oder sich den Rücken zuwandten. Wenn dann auf Schnelligkeit im Handeln und auf Tapferkeit die Rede kam, hörte man Buttmann betrübt zu seinen Kameraden sagen: „Ja, Ihr habt gut reden; Ihr seid von Natur herzhaft, was ich von mir nicht sagen kann!“

Die Lebensbedingungen der Wanderheuschrecke.

Der Umfang der Schäden, die alljährlich in weiten tropischen und subtropischen Gebieten von Heuschreckenschwärmen angerichtet werden, hat zu einem eingehenden Studium der Lebensbedingungen dieser Insekten geführt. Dabei zeigte sich, daß ein bestimmter Wärmegrad für die normale Entwicklung dieser Tiere ein äußerst wichtiger Faktor ist. In einer englischen entomologischen Zeitschrift veröffentlichte kürzlich Professor Pospelow die Resultate einiger Versuche, die in dieser Richtung angestellt wurden. Fällt die Temperatur bis auf einen gewissen Grad und darunter, so hört bei ausgewachsenen Tieren die Entwicklung der Geschlechtsprodukte auf und die Tiere gehen leicht an Bakterienkrankheiten ein. Noch nicht ganz ausgewachsene Heuschrecken entwickelten sich in raschem Tempo bei einer Temperatur von 35—38 Grad Celsius und bei einer Atmosphäre, die mit Feuchtigkeit nahezu gesättigt war. Diese Tiere erlangten volles Wachstum und begannen Eier zu legen. Bei einem zweiten Versuch wurden Heuschrecken während ihrer ersten beiden Larvenstadien unter gleichen Bedingungen gezüchtet. Im dritten Stadium wurden sie in eine Temperatur von 30 Grad Celsius tagsüber und 20 Grad Celsius nachts überführt; die Feuchtigkeit der Atmosphäre wurde mit 70 Prozent gemessen. Die Tiere wurden unlustig, fraßen sehr wenig, und jene unter ihnen, welche schließlich ihr volles Wachstum erreichten, waren nicht geschlechtsreif und starben, ohne Eier gelegt zu haben.

Verantwortlich: H. Semmelmann, Altena
Druck und Verlag: B. A. Sanz, Altena.

Heimat und Ferne

Beilage zum Altenaer Kreisblatt zugleich Neuenrader Zeitung

Nr. 36 Mittwoch, 8. September 1926

Eine Tageswanderung mit der S. G. V.-Abteilung Altena ins Sauerland

Die S. G. V.-Abteilung Altena hatte ihre wanderfrohen Mitglieder am Sonntag, den 29. August, zu einer zwar etwas weitgesteckten, aber dennoch wohl einer der herrlichsten und lohnendsten Tageswanderungen ins Sauerland aufgerufen. Nicht gerade stattlich war die Schar wanderfroher Damen und Herren, die den darob etwas enttäuschten Führer um 7 Uhr morgens am Bahnhof Altena umringte zur Bahnfahrt bis Rönkhausen, dem Ausgangspunkt der Wanderung Faulebutter—Weuspert—Salwei—Eslohe—Finnentrop. Ein alter, erfahrener S. G. Ver läßt sich den Wanderfrohsinn dadurch nicht trüben, weiß er doch von seinen langjährigen Wanderungen, daß es nicht auf die Teilnehmerzahl, sondern auf die harmonische Stimmung der Wandergenossen ankommt, die den Rahmen für einen eindrucksvollen und nachhaltigen Verlauf der Wanderung abgeben. Schon auf der Bahnfahrt zeigte es sich, daß sich die rechten Wanderer zusammengefunden hatten, um von vornherein die echte Wanderstimmung aufkommen zu lassen. Nicht wenig trug ein jüngerer, noch wenig erprobter S. G. V.-Mann dazu bei, der mit allen möglichen und unmöglichen Mitteln der Wandertechnik ausgerüstet, sein scheinbar im Kriege anerzogenes Führertalent auf dieser Wanderung besonders beweisen wollte. Oder war es, daß er die sichere Wegekenntnis unseres Führers zu gering einschätzte oder gar der mustergültigen Wegebezeichnung des S. G. V. zu wenig vertraute, — es soll sein Geheimnis bleiben! Zum besonderen Lobe muß es ihm jedoch angerechnet werden, daß er als gut ausgerüsteter Sanitäter die beste Vorsorge gegen alle Unfälle auf der bevorstehenden Wanderung getroffen hatte.

In Rönkhausen angekommen, gesellten sich unter herzlichem Frischauf einige Damen und Herren der benachbarten Abteilung Lüdenscheid zu uns, die nicht genügend kundig des Weges zur „Wilden Wiese“ froh waren, eine Stunde auf der gemeinsamen Wanderstrecke dorthin zu unserm Kreis vermehren zu können. Bald liegt Rönkhausen, in dem Schaubuden, Volksbelustigungen und nicht zuletzt die festesfrohen Mienen der Bewohner das herannahende Schützenfest verraten, hinter uns und hinein gehts in das liebliche, den stillen Frieden der Natur atmende Glingetal, noch von leichten wallenden Nebeln bedeckt die aber mehr und mehr der Macht der Sonne weichen. Es verspricht ein heißer Spätsommertag zu werden, aber die lachende Sonne erhöht die Wanderstimmung. Zwischen saftstrotzenden Wiesen und leicht beschatteten Berghängen führt uns der Weg in einer halben Stunde zum Dorfe Glinge. Hier müssen uns unsere Lüdenscheider Freunde verlassen, um auf einer anderen bis dahin mit der unsrigen gemeinsam verlaufenden Wanderstrecke zur Wilden Wiese zu gelangen. Aber hier zeigt es sich, daß das Gemeinschaftsgefühl im S. G. V. kein leerer Schall ist, ein kurzes Besinnen und freudig entschließen sich die Lüdenscheider, mit uns die Wanderung fortzusetzen. Noch eine weitere Stunde dürfen wir den Zauber der Romantik des sich immer mehr verengenden, rechts und links von steilen bewaldeten Bergzügen beherrschten Glingetales auf uns wirken lassen. Nur das geheimnisvolle Murmeln des Glingebaches kann den versonnen dahinziehenden Wanderer von Zeit zu Zeit aus seinem andachtsvollen Schweigen aufrütteln. Ein einsames, wie versteckt daliegendes altes Haus tut sich unerwartet vor unseren Blicken auf, wir haben Falbecke erreicht. Welch friedlichen Eindruck macht dieses Haus inmitten der Taleinsamkeit auf den dahinziehenden Wanderer, der die neugierigen Blicke des in der Fensterbrüstung lehnenden Bewohners auf sich ruhen sieht!

Aber der Name „Falbecke“ ruft die Gedanken des ortskundigen Wanderers an einen Holzfäller Franz Hesse wieder wach, der hier vor 20 Jahren den Lustmordplan aushedte, dem ein junges Mädchen im Gehege bei Altena zum Opfer fiel. Ein gewisser Abscheu läßt uns an dieser schon durch die Erinnerung daran naturentweihten Stätte schnell vorübereilen, wir nehmen Abschied von Glingetal.

Die frische, staubfreie Luft, verbunden mit kräftigem Waldduft, beschleunigen den wandernden Fuß auf dem nunmehr steil ansteigenden Weg zur Faulen Butter. Angefeuert von den mutigen Zurufen unseres jungen „Generalstäblers“, wird die Höhe in einer halben Stunde erreicht, der Wald tut sich plötzlich auf und unter grasende Kühe verraten die Nähe menschlicher Behausungen. Wir haben uns nicht getäuscht, denn schon tauchen vor unserm Auge vier Gehöfte auf. Faule Butter, so belehrt uns ein Blick auf die Karte, liegt vor uns. Der Name klingt nicht gerade verheißungsvoll, aber der anmutige, inmitten üppiger Wiesenfülle gelegene und beschauliche Ruhe erweckende kleine Dorfflecken auf der Höhe wäre sicherlich einer besseren Bezeichnung würdig. Ein Staunen ergreift alle Teilnehmer über die herrliche Gebirgswelt, die vor ihnen hier ausgebreitet liegt. Ein kurzes, besinnliches Verweilen an dieser Stelle, wo unser schönes heimatliches Sauerland mit der ganzen Zauberssprache zu uns redet, unser Blick schweift ins weite Land. Zu uns herüber winken die Wilde Wiese, Hohenlenscheid, im sonnigen Blau grüßen uns die Lenneberge, unter ihnen der Helligestuhl, der Biggerkopf, die Serkenroder Homert, die Krone des lieblichen Frettertals, durch das sich die Bahnlinie Finnentrop-Meschede mühsam den Weg erkämpft hat. Aus den Herzen steigt es auf: „O Heimat, o Heimat, wie bist du so schön.“

5 Minuten ist's bis Weuspert, das uns zur ersten Rast einladet. Munteres Hundegebell schallt uns aus dem sonst noch im stillen sonntäglichen Frieden liegenden kleinen Dörfchen, entgegen. Die gastliche Aufnahme in der Wirtschaft Nagel ist uns alten Wanderern seit langen Jahren bekannt und wir sollen auch diesmal nicht enttäuscht werden. Nicht lange währt's, dann steht eine umfangreiche Bütte echten Bohnenkaffees auf dem Tisch, zu dem der Inhalt des Rucksacks vortrefflich mundet. Muntere Marschweisen, vom Gesang der wanderfrohen Schar begleitet, erhöhen den Reiz der Stimmung in dem behaglich wirkenden Gastraum und zu schnell naht die Zeit, wo der Führer nach fast einstündiger Rast zum Aufbruch mahnt. Die Gastfreundlichkeit unseres Wirtes war nicht gerade teuer erkauft, was wir ihm zahlen mußten, soll zwar verschwiegen, aber nicht vergessen werden. ½11 Uhr ist's inzwischen geworden und mit Gesang geht's zum Dorfe hinaus und auf mäßig ansteigendem Feldwege der Wanderstrecke 22 folgend, streben wir wieder der Höhe zu, zu unserer Rechten und Linken fesseln uns die lieblichen Reize der Lenneberge und dicht bewaldeten Röhrtalkämme, den Vorläufern des Arnsberger Waldes. In 20 Minuten ist die Höhe, „die Serkenroder Homert“ bezwungen, von der aus der Blick bis weit ins Sauerland schweift, und die zahlreichen, runden, in magischer Bläue schwimmenden Kuppen der Lenneberge die Sinne der Dahinschreitenden aufs neue gefangen nehmen. Herrlicher Buchen- im Wechsel mit Fichtenwald nimmt uns auf und verhängt ehrfurchtsvolles Schweigen über die Wanderer. An einer waldgelichteten Wegekreuzung stockt die Spitze der Wandergruppe — das uns als sicherer Wegeweiser nur zu vertraute weiße Andreaskreuz ist unsichtbar geworden —, um bald zu entdecken, daß es rücksichtslosen Holzfällungen zum Opfer gefallen ist. Geschäftiges Kartenlesen unseres „Generalstäblers“ unter Zuhilfenahme des verblichenen Kompasses sucht die Ratlosigkeit zu bannen, doch vergebens, der alte wandersichere Führer mit seinem Orientierungssinn findet mehr Vertrauen und bald beruhigt das wiederauftauchende Zeichen darüber, daß wir auf dem rechten Wege sind. Auf abwechslungsreichem Höhenzug durch Wald und Heide mit schönem Fernblick führt eine knappe Wegesstunde über den Kahlenberg zur Brachter Höhe. Hier offenbart sich uns zur Rechten das liebliche romantische Frettertal, Serkenrode mit seinem freundlichen Kirchlein winkt in der Ferne, zu unsern Füßen liegt Fehrenbracht, der Bahnstation gegen Meschede, hinter welcher sich die Bahn den Weg durch einen langen Tunnel weiter erkämpft. Zu unserer Linken überrascht uns das freundliche Bild des Dorfes Schlipprüthen, in idyllischer Lage, wahrhaft von der Natur hingebettet. Unter den sengenden Strahlen der Mittagssonne geht es zunächst auf dem Höhenzuge, dann auf mehr oder weniger fallenden Feld- und Waldwegen, wo sich noch einmal das weiße Kreuz als zuverlässigerer Führer als die Generalstabskarte unseres jungen S. G. V.-Mannen erweisen sollte, über die Bahnlinie hinweg, dem freundlich anmutenden Dorfe Kückelheim zu. Um 1 Uhr ist dieses erreicht und ein Gasthaus ladet hier die Wanderer zur kurzen Rast ein, um die in Sonnenbrand ausgetrockneten Kehlen zu erfrischen und neue Kraft für die letzte Wegstrecke nach Eslohe zu sammeln. Bis dahin sind's noch 45 Minuten und in neuer gehobener Stimmung wird der Wanderstab auf dem mäßig ansteigenden Feldwege angesetzt, bald nimmt uns ein schattiger Wald auf. Unter dem lieblichen Gesange unserer Lüdenscheider Wandergenossin, die mit ihrer metallreinen Stimme die Herzen fröhlicher stimmt, richten sich unsere Schritte ins märchenschöne Salweital. Der Gesang verstummt plötzlich, denn eine waldreiche Flora, wie von Künstlerhand geschaffen, ruft Bewunderung hervor und versetzt den Wanderer gleichsam in einen zauberischen Bann. Heimatland — heilig Land, hier offenbart es sich in nie geahnter Weise! Wir wissen und fühlen es, daß wir hier den herrlichsten Teil unserer Wanderung durchleben. Aber zu sinnigem Verweilen bleibt nur kurze Zeit, rechtzeitig wollen wir Eslohe erreichen, um hier lohnende Rast zu halten. Nicht lange währt's mehr, dann lichtet sich der Wald und zu unseren Füßen entrollt sich das berückende Bild des wie verträumt daliegenden Städtchens Eslohe. Berauscht von diesem Anblick hält der Wanderer inne, dann geht's munteren Schrittes talabwärts in die Stadt hinein, wo der freundliche Wirt Egon Böhmer schon auf unsere Ankunft vorbereitet ist. Der idyllische, mächtig aufstrebende Ort zieht von jeher ob seiner reinen Luft, der herrlichen Lage im Verein mit der freundlichen Art seiner Bewohner, alljährlich viele Sommerfrischler an und daß man sich darauf einzustellen gewußt hat, zeigt die Aufschrift „Privatpensionen“ an manchen Häusern. Eine stattliche Schar von Sommergästen, die unserem Ziele jedenfalls auf modernere Weise zugeeilt waren, zeigte sich auch im Gasthof Böhmer, der ob der dort verlebten heiteren Stunden manche Erinnerung des Wanderers wachruft. Eine längere Rast ist hier vorgesehen, die vor allem dem leiblichen Wohle gilt. Der Wanderstaub wird abgeschüttelt und die mehr oder weniger reichlichen Vorräte des Rucksacks

im Vereln mit der guten Küche des Wirtes sorgen nur zu bald dafür, daß die gehobene Stimmung unter den Wanderern erhalten bleibt. Ein kurzes Verweilen im Kreise der Sommergäste läßt uns einen flüchtigen Blick ins Herz dieser Sauerländer tun, andere unserer Wandergenossen haben sich paarweise diskret in den lauschigen Garten zurückgezogen, wo sie vermutlich die bisherigen Eindrücke der Wanderung vertraulicher austauschten. Musik lockt zum Tanz und unter den flotten Weisen fliegen die Paare zusammen. Da bleiben selbst die Alten nicht verschont und um das Gemeinschaftsgefühl der Wanderer schließt sich ein gefestigt und harmonisches Band, als gutes Vorzeichen für den Rest des Tages. Die Mahnung des Führers zum Aufbruch entreißt uns der höhere Wogen anschlagenden Stimmung und kurz nach 4 Uhr heißt es zum 30 Minuten entfernt liegenden Bahnhof Eslohe eilen, wenn wir den Zug von Meschede gegen ½5 Uhr noch rechtzeitig erreichen wollen. Das eindrucksvolle Stadtbild von Eslohe mit seiner waldreichen romantischen Umgebung prägt sich uns auf dem Wege zum Bahnhof noch deutlicher ein und das Bedauern, hier nicht länger verweilen zu können, wird allgemein.

In lustiger, von dem Humor eines sich zu uns gesellenden Altenaers wesentlich beeinflußter Bahnfahrt, auf der sich nochmals die Höhenzüge unserer Wanderung vor unsern Blicken entrollen, geht's durch's liebliche Frettertal nach Schönholthausen. Hier endet unsere Bahnfahrt, die auch unsern geselligen Altenaer zum unfreiwilligen Verlassen des Zuges zwingt. Der letzte Aufstieg durch herrlichen Wald zu den Lennebergen beginnt unter frohem Scherzen der Wanderschar. Nach einer halben Stunde ist die Höhe erklommen und vor uns breitet sich das im hellen Sonnenlicht strahlende Lennetal mit seinem im Silberglanze langsam dahinziehenden Lennefluß aus. Ein letzter Ruf des Entzückens, dann steigen wir langsam zu Tal nach Finnentrop, das wir in halbstündiger Wanderung erreichen. Die noch zur Rückfahrt nach Altena verbleibende Stunde wird zur geselligen Einkehr im Gasthof Haas benutzt und launige Zwiesprache über die Eindrücke des zu schnell verflossenen Wandertages bei edlem Münchener Naß gehalten. Gegen 8 Uhr abends führte die Bahn die Teilnehmer in bester Stimmung nach Altena zurück, wo man im gemütlichen Vereinslokal Carl Bergfeld mit den Lüdenscheider Freunden bei Humor und Tanz bis zu ihrer Rückfahrt nach Lüdenscheid vereint blieb.

Die reine Marschzeit hatte 6 Stunden gedauert, niemand war übermüdet, aber jeder fühlte, daß ihm aus dem Schauen der Heimat neue Kraft für den Kampf im grauen Alltag erwachsen war. —

Und nun noch ein Wort zu euch Getreuen im S. G. V., die ihr aus mehr oder weniger triftigen Gründen der Wanderung fernbliebet, und zu den vielen Mitgliedern des S. G. V., die gern ihr Scherflein in Gestalt des Beitrages für die edlen Bestrebungen und Ziele des Sauerländischen Gebirgsvereins opfern, aber glauben, damit genug getan zu haben. Alle diese Mitglieder sind uns zwar darum nicht weniger wert, — aber werdet ihr damit allein den edlen hochkulturellen Zielen unseres S. G. V. gerecht? —

Mannigfaltiger als viele andere Gegenden Deutschlands hat die Natur unser Sauerland gesegnet und das ist es, was uns Sauerländern leider erst von Fremden gesagt werden muß. Sollen wir uns in unserer Liebe zur sauerländischen Heimat von diesen übertrumpfen lassen? Zur eigentlichen Heimat wird uns das Sauerland aber er stdann, wenn es durch Wanderungen erobert wird. Das sollte euch etwas nachdenklicher stimmen. Darum hinaus ins Land, ins Sauerland, wo noch alte deutsche Einfachheit, Schlichtheit und Gradheit herrschen. Wo noch die Liebe zur braunen Scholle brennt und die Bäuerin noch Hüterin echter Häuslichkeit und wahren Familienglückes ist. Schaut hinein in das Denken und Fühlen der Landbewohner. Umso leichter läßt sich dann eine Brücke bauen zwischen Stadt und Land, zwischen allen Volksständen und Volksklassen zu einem alle umfassenden Zusammengehörigkeits- und Verwandtschaftsgefühl. Auf die Länge des Weges kommt es nicht an, aber darauf, wie wir uns innerlich stellen zum Schauen der heimatlichen Züge, um sie uns zu eigen zu machen. Nur so werden wir mit wirklichem Heimatgut bereichert, mit Heimatempfinden durchwärmt und durchglüht. Und das Verdienst des S. G. V. ist es, der euch die Wege ins heimatliche Sauerland bereitet u. euch eine sichere Kenntnis desselben vermittelt. Wollt ihr bei der Erfüllung dieser edlen Ziele länger abseits stehen? Darum würdigt die gemeinnützige Arbeit des S. G. V. auch durch rege Beteiligung an seinen Wanderungen!

und werbet neue Freunde für diese edle Sache. Bald schon gibt's Gelegenheit zu einer neuen Wanderung, wer will da abseits stehen?

Frisch auf!

C. N.

—⊡—

Stimmungen um Lorch

Von Dr. von Bleuten.

Oben an der Berghante bei Lorch, noch über dem breiten Ruinenturm der Burg Rollich, liegen wir im struppigen Ginster, unsere Hand empfindet die Wärme der Schieferplatten, und wir schauen hinab auf dies reichbewegte rheinische Bergland. Unsere Gedanken begleitet das abendliche Geläute der Lorcher Martinuskirche, das wie ein altes Rheinlied, silbertief und voll Erinnerungen an vergangene große Zeit uns anweht. Drüben auf dem linken Ufer grüßt der majestätisch hochgeschwungene Soonwald, die sagenumsponnenen Ruinen von Sooneck, im Tal Niederrheinbach und Rheindiebach mit ihren Burgen, auf dem rechten Ufer die weiten Höhen des Kammerforstes, über den enggestellten Dächern das Städtchen Lorch, wo einst eine fröhliche Schuljunkerschaft rheinischen Adels „ein Leben wie im Paradiese" fand, zu anderen Zeiten emsige Weber und Färber ihr frommes Dasein führten, heute aber der Winzer mit Sorge nach dem wankelmütigen Himmel schaut, Weinberg an Weinberg, edle Rheingautraube. Und quer durch diese Landschaft von viel gestaltiger Anmut der Strom selbst, der sich hier, zwischen Niederrheinbach drüben und Lorch hüben, beckenartig erweitert und zwei Inseln mit etwa gleich breiten Armen umfaßt, eine kleinere aufwärts gegen Bingen zu und, mit ihr durch einen Steindamm verbunden, eine größere flußabwärts.

Wie ein kostbares Bild, von einem reichen Rahmen eingefaßt, ruhen diese beiden Inseln, die von Natur etwas Monumentales haben, dunkel und geheimnisvoll in dem schimmernden belebten Strome.

Oder ein anderes Bild: uns führt unser Weg auf der linken heute noch bewaldeten Seite bei Niederrheinbach von der träumerischen Klemenskapelle aus die Hänge des Soonwaldes hinan. Drüben auf dem rechten Ufer, wo die schnelle Wieper mündet, liegt hell und fröhlich von der Sonne beleuchtet, mit der ausgedehnten würdigen Rheinfront seiner uralten Renaissancehäuser das Städtchen Lorch, darüber der schwarze Mauerstumpf des Rollich, weiter unten Bacharach, mit dem roten Fleck seiner Wernerkapelle, mitten durch die Ansicht wieder breitflutend der Rhein, darin aber dunkelgrün vor dem hellen Lorch dieselbe kleine und große Rheininsel, die das Reichsehrenmal tragen sollen . . . Auch in dieser Landschaft hebt sich die Gruppe der beiden Inseln, schon jetzt, da sie noch nicht gestaltet sind, bedeutend und würdig von ihrer schönen Umgebung ab.

Und wieder ein anderes Bild, wir sind von der Bacharacher Kirche, deren edelromanische Formen von Jahrhunderten erzählen, da im Rheintal das Herz der Welt schlug, steile Treppen vorbei an der Ruine der Wernerkapelle, deren wunderfeines, rotgetöntes Maßwerk wie zierliches Filigran vor der Luft steht, zur Burg Stahleck gestiegen, die heute von und für die Wanderjugend ausgebaut wird, und treten nun auf den freien Platz, der rheinaufwärts schauen läßt. Wie ein nordischer Fjord liegt, von Bergen umgeben, von Lorch, Niederrheinbach und Niederdiebach abgeschlossen, die Landschaft da, aber wieder sammelt eine seltsame Stelle im Rheine, vor Lorch gelegen, den schweifenden Blick, die beiden Rheininseln, die da das Gewirr und die Melodie aller der Linien wie in einem Brennpunkt sammeln, die beiden Inseln, die bestimmt sind, nach dem Entwurfe des genialen Karl Wach in Düsseldorf, das Reichsehrenmal für unsere Gefallenen zu tragen.

Kein Wort von den anderen Plänen, kein Wort vor allem von dem Vorschlage der Reichsstudienkommission, in Bad Berka bei Weimar das Denkmal zu errichten. Oder von dem Gedanken, die Schinkelwache unter den Linden in Berlin dazu zu gestalten, den man wohl vergeblich mit seiner Billigkeit zu entschuldigen sucht. Frankreich hat seine Festungen auch nicht in die Täler der Auvergne gebaut, sondern an den Ostrand. Wir aber, die wir Festungen nicht mehr aufrichten dürfen, wollen Festungen des Geistes hinstellen, aber nicht nach Berka ins innerste Deutschland, erst recht nicht an die Linden, das wäre, wie der Rheinländer sagt, Butter an den Galgen geschmiert, sondern an den Strom, den Hermann Stegemann mit Recht das Schicksal Deutschlands und Europas nennt, an den Rhein. Herausgehoben aus der Wirrnis alltäglichen Geschehens, umrahmt von großer Landschaft und Geschichte, soll dies Reichsehrenmal auf den Lorcher Rheininseln stehen und nach Westen sehen und rufen: „Garben, die Ihr machthungrig geschnitten habt, Saat, die wachsen wird, ob Ihr es wollt oder nicht!"

—⊡—

Berühmte Rheinweinkellereien

Von K. Liermann.

Sommerzeit — Wanderzeit! Gibt es wohl eine fröhlichere Wanderung als in dem von Natur und Geschichte geadelten Paradies Deutschlands, dem Rheingau? Hier schauen die Jahrtausende herab auf eine Kultur, welche die Römer mit dem eroberten Schwert und dann mit der prangenden Rebe ins Land trugen, bis die erwachten Deutschen erst die Römer und endlich auch die gallische Gefahr vertrieben und den sonnigen Weinsegen behielten.

Gegenüber von Mainz, noch am Main knapp vor seiner Mündung, hebt das Rheingaugebirge als Ausläufer des Taunus bei der Heimstätte des Hochheimers an und zieht sich mit seinen nach Süden abfallenden, sonnendurchglühten Gemarkungen bis nach Aßmannshausen, wo der herrliche, einzig rote Rheinwein mit dem eigenartig an süße Mandeln mahnenden Bohlgeschmack gedeiht. Mit der Bahn die Strecke in einer Stunde durcheilen oder auf einem schmucken Rheindampfer talwärts fahren? Das gibt nur kurze Freude und geringe Wissenschaft von den Burgen und Schlössern, von den Zaubern der Landschaft, von den kühlen Wirtsstuben und schattigen Lauben, wo der leichte, offene Wein so gedeihlich zu trinken ist. Am wenigsten aber erfährt man von den mächtigen Schatzkammern der Kellereien, wo die Edelsorten in mächtigen Fässern gären und sich klären, bis das stolzeste Getränk reif ist, das die Welt der Feinschmecker kennt. Der Geschmack der Menge hat sich freilich den Moselweinen zugewendet. Aber für den erlesenen Genuß des bedächtigen Feinschmeckers, der das Bouquet im langsamen Schlucken atmet und jeden Tropfen zwischen Zunge und Gaumen langsam rieseln läßt, daß sich an Freude, an Geschmack und Geruch dem letzten Nerv des also beglückten Leibes mitteilt, den Geist erhebt, das Herz erquickt, für solchen Trinker bleibt der Rheinwein der König aller Weine, wie ihn schon Klopstock in seiner herrlichen Ode der „Rheinwein" besungen hat.

Die alte Kunst, den Edeltrank zu keltern und ihn reifen zu lassen, ist nach den Römern von den Mönchen des Cisterzienser- und Benediktinerklosters fortgepflanzt worden. Alle die großen Sitze des Rheinweinkultus waren früher Klöster, ehe sie in das weltliche Eigentum ihrer heutigen Besitzer übergingen. Neben dem Juwel Schloß Johannisberg des Fürsten Metternich sind die ausgedehntesten und wertvollsten Weingüter des Rheingaues im Besitz des preußischen Staats und des Hauses A. Wilhelmj. Als im Jahre 1877 der damalige Kronprinz Friedrich Wilhelm den berühmten Geiger Wilhelmj in Wiesbaden besuchte, sagte er zu seinem Wirt: „Nicht wahr, lieber Professor, Ihr Herr Vater ist der erste Weingutsbesitzer im Rheingau?" — „Nein, Kaiserliche Hoheit", entgegnete der Künstler, „das ist vielmehr Ihr Herr Vater, Seine Majestät der Kaiser; mein Vater ist der Zweite."

In der Tat ist noch heute der preußische Staat einer der größten Weingutsbesitzer. So ist unter anderem die preußische Domäne Abtei Eberbach bei Hattenheim einer der Hauptsitze des von dem preußischen Staat im Rheingau betriebenen Weinbaues. Bis zum Jahre 1803 war die Abtei Eberbach noch Cisterzienserkloster. Die weitgedehnten Gebäude des Klosters haben später eine recht verschiedene Bestimmung erhalten. Ein Teil der Hochbauten ist nämlich als — Strafgefängnis eingerichtet. Das große Refektorium der Mönche aber dient als Kelterhaus, und in den mächtigen Kellern lagern die Stückfässer zu je 1200 Liter und die noch größeren Fässer mit ihren goldigschimmernden Schätzen, unter denen der „Steinberger Kabinett", der an Feuerkraft überlegene Rivale des „Johannisberger Schloß", die vornehmste Rolle im Weinadel spielt. Um den hohen Herrn herum bilden die anderen vornehmen Herren einen ehrfurchtgebietenden Hofstaat. Da ist der Markobrunner, so genannt von dem Marktbrunnen, der die Gemarkungen der Gemeinden Erbach und Hattenheim scheidet, mit seinem Vollgehalt und dem wundersamen Bouquet; da ist der Rüdesheimer Fürstenwein, mit dem die Stadt Frankfurt im Jahre 1863 die deutschen Fürsten bewirtete und der damals den ganzen Römer mit seinem lieblichen Duft erfüllte, und alle die anderen hoch- und hochwohlgeborenen Herren unter den Weinen.

Berühmt sind auch die Kellereien in Rüdesheim, wo schon Karl der Große Weinberge angelegt hat. Eine Perle unter den Weingütern ist ferner das Schloß Reichartshausen, das früher mit zu den reichen Besitzungen des Cisterzienserklosters Eberbach gehörte. Noch heute ist die wundervolle Ruine des zwischen 1152 u. 1157 im romanischen Stil erbauten Schlosses mit dem Marienturm verhältnismäßig gut erhalten. Mächtige Fässer mit edlem Inhalt lagern unter den Baulichkeiten des Schlosses.

Ein Prachtfaß der rheinischen Weinkellereien aber ist und bleibt das im Jahre 1876 von Emil Rittershaus mit einem poetischen Trinkspruch getaufte Riesenfaß in Hattenheim. Dieses Faß, eine Meisterleistung rheinischer Böttcherkunst, ist aus slawonischem Eichenholz gebaut und erhielt auf der Wiener Weltausstellung den ersten Preis. Ein alter Rheingauer Spruch sagt: „Je größer der Pfuhl, desto besser der Wein." Dieses stets gefüllte größte Rheinweinfaß Deutschlands birgt 64 000 Liter Wein in seinem mächtigen Bauch. Im Jahre 1500 wurde schon einmal im Kloster Eberbach solch großes Faß mit Steinberger Kabinettswein gefüllt. Aber schon 20 Jahre später wurde im Bauernkrieg das Faß von aufrührerischen Bauern ausgetrunken und dann zertrümmert.

Gewiß sind diese drei erwähnten berühmten Hochburgen des Rheinweins nicht die einzigen, die des Rheingaus Ehren hochhalten in der Welt der Trinker. Bei Rüdesheim erheben sich noch zwei altklassische Schlösser des edlen Weinbaues, die einst den Adelsherren, den Füchsen und Brömsern vom Rheingau gehörten und deren alte, stolze Türme die Rüdesheimer Landschaft beherrschten: die Brömserburg, jetzt Eigentum des Grafen Ingelheim, und die Boosenburg. Auch von diesen Weinen gilt der Patenspruch, den der Dichter dem Hattenheimer Riesenfaß widmete: „Ich sag: Gott segne dich, du alter, du edler, dunkler, goldner Saft, du bist der Schöpfer, der Erhalter der echten, rechten Lebenskraft.

Daneben aber gibt es noch zahllose Weinkellereien im Rheingau, deren Namen weit in der Welt einen guten Klang haben. Auch für den Rheingau sind heute wieder traurige Zeiten gekommen. Ebenso wie die anderen Weinbaugebiete Deutschlands leidet er unter der Not der Winzer und darüber hinaus steht dieser uralte deutsche Boden unter dem Drucke der Fremdherrschaft, sodaß der alte Spruch und Wunsch erhöhten Inhalt hat: „Gott segne unseren Rheingau!"

Unter den Weinen gelten bekanntlich die alten als die besten Marken. Aber das trifft doch nur mit der Beschränkung zu, daß die Weine nach einer gewissen Zeit verlieren; denn der Wein zersetzt sich. In Deutschland ist vielfach die Ansicht verbreitet, daß der Rosenwein vom Jahre 1653 im Bremer Ratskeller der älteste sei, aber es ist fraglich, ob davon überhaupt noch ein Tropfen vorhanden ist. Fest steht aber, daß es noch Hochheimer aus dem Jahre 1706 gibt, und Kostproben haben erwiesen, daß er noch sehr gut mundet nach mehr als 200 Jahren, ebenso auch die Jahrgänge 1779, 1783 und 1806. In gleicher Weise ist der Steinberger von 1811 noch kernig und saftig, und von dem 1822er wird sogar gerühmt, daß er fein, edel und groß sei. Kenner ziehen diesen ältesten Jahrgängen aber den 1859er Hochheimer, den 1861er Rüdesheimer und den 1862er Steinberger vor. Es steht fest, daß ein hundertjähriges Weinchen noch immer trotz seines Alters hohen Gehalt besitzen kann und bei ihm kaum eine Abnahme des Bouquets zu bemerken ist, aber den Edlingen der großen Jahrgänge wie 1859, 1861, 1862 und 1868 kommt er doch meist nicht gleich.

—⊡—

Im Casino von Monte Carlo

Von Albert Maaß.

Von Nizza, der Stadt süßen Nichtstuns, fahre ich nach Monte Carlo. Nur acht Franken kostet diese Autofahrt.

Immer an der felsigen, schroffen Küste entlang geht's. Zyanenblau liegt das glatte Meer und spiegelt eine weißgoldene Sonne.

Kleine Paläste, Villen, Palmengärten, dann viele Hotels, gepflegte Wege: so ist das Land hier. Prunkvoll ist die Aufmachung, doch ist der Prunk nicht nordisch schwer, sondern südländisch leicht gegliedert, schwebend und sonnig wie das ganze Land.

Vergeblich wird man hier gemütvolle Lyrik deutschen Waldes suchen; aber man wird solche Lyrik hier auch gar nicht vermissen. Dies Land liegt silbern und hell da, wie weiße tropische Blumen, als sei es aus hellster Sonne heraus geboren, als sei hellste Sonne seine Mutter gewesen. Und liebenswürdig schaut es auf das blaue Meer, das an der Küste lieblich spielt.

*

Dieses Monaco, in dem Monte Carlo liegt, ist nur ein kleines Ländchen. Aber es hat sein eigenes Geld, seine eigenen Briefmarken, seinen eigenen Charakter. Auch einen Fürsten hat es. Doch steht dieser Fürst insofern im Gegensatz zu Monte Carlo, als er sehr wenig Geld hat.

Monte Carlo sieht beinahe grotesk reich aus. Man sieht nichts als Paläste, Villen und Hotels. Es ist, als sei hier besonders viel Reichtum zusammengetragen und dann diese Stadt aufgebaut worden.

Blühender Luxus, Vornehmheit, südländische Eleganz, Palmen, weite Wege, Parks, in ihnen schlanke Frauen mit bunten Sonnenschirmen, Atmosphäre von Reichtum und Wohlleben; so ist Monte Carlo.

*

„Votre passeport!" Einer der Herren, die links am Eingang zu den Spielsälen des Casinos sitzen, sagt das.

Weshalb? Nun, er will weiter nichts als den Stand desjenigen wissen, der Einlaß in die Spielsäle begehrt. Steht z. B. in einem Paß: Henry Ford, Detroit, so würden sich voraussichtlich die großen Spiegeltüren an den Spielsälen von selbst öffnen, um Eintritt zu gewähren. Steht im Paß jedoch der Name eines kleinen Angestellten, so dürften diesem Herrn die Spielsäle jedenfalls verschlossen bleiben. Die Société anonyme, der dies Casino gehört, legt scheinbar nur auf spiel- und zahlkräftige Besucher Wert.

In meinem Paß stand zwar nicht Henry Ford, aber ich hatte doch bald eine namentlich ausgestellte Eintrittskarte und zog an den gold-betreßten, liebenswürdig lächelnden Türhütern vorbei in den ersten großen Spielsaal.

*

Die Atmosphäre in diesen Spielräumen gehört sicherlich zu den seltsamsten der Welt. Eigentümlich sieht das Antlitz dieser weltberühmten Stätte des Jeu aus: faszinierend, suggerierend, ja, Energien lähmend.

Ich hatte mir geschworen, an den Spieltischen sämtliche Nervens abzustellen, auf daß kaltes Blut bewahrt bliebe. Aber die Faszination der rollenden Roulette, das weich-grüne Licht der Lampen über den Spieltischen, die Rufe der Roulettendreher, das Springen der Kugel, alles das erregt doch, und sogar die besten Nerven können hier sehr leicht zu tanzen anfangen.

Im übrigen ist das Licht golden, das diese Säle erhellt. Es fällt aus großen Kronleuchtern und bricht sich an den blanken Säulen aus braunem Marmor. Ueberall ist vornehmer Schliff in der Struktur dieser Räume: große Glas- und Spiegelscheiben, blanke Säulen, blankes Parkett, prunkvolle Wandverzierungen. Doch in keiner Linie, in keinem Lichtstrahl ist eine dezente Eleganz außer acht gelassen.

*

Wer hätte nicht wenigstens schon einmal den Namen des Casinos von Monte Carlo gehört? Wem wurde nicht erzählt von den tausenden Rouletten dieses Casinos, von immensen Geldgewinnen, von noch immenseren Geldverlusten, die hier beim Jeu zu verzeichnen waren?

Monte Carlo und Jeu, das sind für die Welt unzertrennliche Begriffe geworden. Ja, Monte Carlo wurde gleichbedeutend mit Jeu.

Nun, es ließ schon mancher sein Vermögen hier. Etliche gewannen auch wohl einen Packen Geldscheine, aber sie sind die Minderzahl.

Andere wiederum hielten sich nach Verlassen des Casinos eine kleine Pistole gegen die Schläfe und drückten ab. Wieder andere zogen es vor, durch einen Sprung von einem hohen Felsen von der Weltbühne abzutreten.

Das alles hat Monte Carlo mit einer gewissen abenteuerlichen Romantik umgeben und hat es gleichzeitig weltberühmt gemacht.

*

Um 2 Uhr nachmittags beginnt das Jeu; bis 2 Uhr nachts dauert es ununterbrochen.

Als ich an den Spieltischen stand, war die Hauptsaison bereits vorüber. Aber trotzdem standen die Tische gedrängt voll. Gespannte Gesichter, dumpfes Schweigen beim Rollen der Roulette-Kugel, eigentümliche, drückende Stimmung.

„Messieurs, faites votre jeu!"

Der Herr, der die Roulette dreht und die weiße Kugel zum Laufe ankniipft, sagt es. Doch es klingt lässig bei ihm. „Sjö — ä — o — schö!" So ungefähr; ein wenig müde.

Jetons, das sind die beinernen Spielmarken, hinter denen Geldwert steht, fliegen auf die grünen Felder des Tisches.

Die weiße Kugel läuft und mißt im Kreis[illegible]

des flachen Roulette-Trichters. Dann fällt sie langsam, springt und springt, und sitzt dann in einem der Zahlenfelder.

„Trente-deux!"

Die Bankhalter, Herren in schwarzen Anzügen, Angestellte der Société, streichen verlorenes Geld ein und zahlen Geld aus auf die Felder, die gewannen, in schnellem Tempo, mit unheimlicher Gewandtheit. Fast lautlos geht alles vor sich; man hört nur die Jetons klappern.

„Messieurs, faites votre jeu!" Ein neues Spiel beginnt bereits.

*

Ich sehe einen Herrn, der hat zwei dicke weiße Strähnen im sonst dunklen Haar. Er hält in der rechten Hand rote Jetons und spielt nervös mit ihnen. Hin und wieder setzt er und verliert. Dann wirft er den Kopf beiseite als ob er nicht mehr ganz normal sei.

Die Nerven dieses Herrn sind vom Jeu zerrüttet worden. Man würde ihm zum mindesten eine Kaltwasser-Heilanstalt empfehlen. Er kann nicht wieder los vom Roulette-Tisch, wie ein starker Trinker nicht wieder vom Alkohol los kann.

Nur diese erregende Jeu-Atmosphäre hält diesen Herrn noch aufrecht. Würde man ihn für 14 Tage vom Jeutisch fortreißen, so würde er voraussichtlich völlig zusammenbrechen. Er ist eine der treffendsten Spielertypen von Monte Carlo.

*

Auffallend viel alte Damen spielen. Sie sitzen ruhig da. Nur die Mienen sind gespannt. Wie Kletten kleben diese Damen am Jeutisch. Stundenlang.

Sie haben Zettel vor sich liegen. Darauf notieren sie Zahlen und immer wieder Zahlen, je nachdem die Kugel fiel. Sie sind „System-Spieler". Sie versuchen, System in das Fallen der Kugel zu bringen, wahrscheinlichkeits-rechnerisch wohl. Nach diesem System setzen sie dann. Sie leben in dem Wahn, das Glück zwingen zu können, und es entspringt ihnen doch.

Ein Herr gewinnt direkt beängstigend. Er setzt Zahlenfeld. Die Kugel scheint ihn lieb zu haben, und die roten Jetons mehren sich, die er vor sich liegen hat. Ein anderer Herr gewinnt ebenfalls viel. Doch hat er tags zuvor noch mehr verloren, wie er mir sagt. Nun traut er plötzlich der Roulette dieses Tisches nicht mehr. Denn einmal muß die Kugel doch unglücklich für ihn fallen.

So geht er an einen anderen Tisch und — verliert alles wieder.

*

Man muß in diesen Räumen einmal etwas abseits still stehen bleiben. Dann hört man nur die Rufe der Roulettedreher und das Rascheln der Jetons.

Das ist die Musik des Casinos von Monte Carlo, jene Musik, die schon so viele gereizt hat, das Glück, dies seltsame Etwas, zu versuchen; jene Musik, ohne die viele, die ich dort sah, gewiß nicht mehr leben können.

Es ist eine seltsame Sache um dies Jeu in Monte Carlo. Nur dieses Jeu wegen klingt der Name Monte Carlo durch die ganze Welt.

Wer noch nicht an jenen Spieltischen stand, mag vielleicht lächeln über die seltsamen Spielerschicksale in Monte Carlo, die romanhaft anmuten.

Wer jedoch selbst an diesen Tischen stand, wird vieles von jenen Spielerschicksalen verstehen können, besonders dann, wenn seine eigenen Nerven beim Rollen der weißen Roulettekugel zu tanzen begannen.

*

Es wird dort unten an der Riviera viel gejeut. Im Casino von Nizza z. B. sah ich einem Jeu zu, das den Gummiball im neunstelligen Kreisfeld hatte.

Aber es ist doch nirgends dieser Schliff im Jeu, diese Vornehmheit, dieses absolut Sachliche und dieses Großzügige wie im Jeu von Monte Carlo.

Es ist schon richtig, daß man im Casino von Monte Carlo eine der eigentümlichsten Faszinationen der Welt erlebt.

—⊡—

Beefsteaks aus lebenden Ochsen herausgeschnitten

Unser Herrgott hat in der Tat gelungene Kostgänger, wie das Sprichwort sagt. Während die meisten Menschen in der Welt das Fleisch für ihre Speisen nicht von frischgeschlachteten Tieren nehmen und dasselbe um es weicher und zarter werden zu lassen, einen oder mehrere Tage liegen lassen, schneiden einige Millionen ihre Beefsteaks aus lebenden Ochsen